№ 29. Vierter Jahrgang. 1843.



Volks-Blatt für die Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 22. Juli.) Druck von F. A. Pompejus.

Die Tageszeiten.

Aus den Papieren eines Liebenden.

Wann früh nach nächtlich dunklem Grauen
Das Licht den Aether rosig malt,
Da mein ich stets das Roth zu schauen,
Das zart auf Liebchens Wange strahlt.

Wann Mittags dann die hehre Sonne
Ihr pflegend Licht den Fluren bringt,
Dann ahn' ich still der Liebe Wonne,
Die wärmend mir zum Herzen dringt.

Strahlt Abends aus des Himmels Bläue
Sie purpurn uns den Scheidegruß,
So sehn' ich ewig mich aufs Neue
Nach Liebchens Purpur-Lippen-Kuß.

Wann friedlich dann die Sternlein ziehen,
Bald auf, bald ab am Nachtgezelt,
Schau einzig ich das sanfte Glühen
Der beiden Sterne meiner Welt.

So aber diese einst sich trüben,
Und karg mir ihren Glanz entzieh'n,
Dann mag das All in's Nichts zerstieben,
Dann fahre Lieb' und Leben hin!

gez. T.

Der Schnee.

(Fortsetzung.)

„Wer kann hier sagen: ich glaube! wer, ich glaube nicht!?" erwiederte ausweichend der Maler. „Läuft doch zuweilen in dunkeln, unbewachten Stunden dem ungläubigsten Bekämpfer der Geisterwelt ein eiskalter Schauer über den Rücken hin, und bannt im Finstern ihn fest mit starrem Blick und ängstlich lauschendem Ohr."

Lili verstand nicht, was er meinte. „Du glaubst also nicht an Gespenster?" fragte sie noch einmal.

„Kind, lassen wir die Gespenster aus dem Spiel," erwiederte Meister Hubert, „das ist ein fratzenhaftes, unheimliches Wort, das ich weder aussprechen noch hören mag. Hier war jetzt von Ahnungen die Rede, und da hat eine sehr traurige Begebenheit, in die ich selbst nur zu sehr mit verflochten war, mich leider zu der Ueberzeugung gebracht, daß wenigstens einige Menschen mit einem ganz eigenen Vorgefühle geboren werden, welches wie ein dunkler Faden durch das helle Gewebe ihres Lebens sich hindurch zieht, bis ans Ende. Eine innere Gewalt treibt einem bestimmten Gegenstande sie zu, und obgleich ihnen oft heimlich davor graut, müssen sie diesen mit leidenschaftlicher Hast dennoch aufsuchen, bis endlich Zufall oder Schickung der Lösung des Räth-

sels ihres Lebens und oft auch zugleich dem eignen Untergange sie entgegenführt."

„Das ist ganz natürlich, lieber Herr Hubert, sprach ein alter, kernfester General, „mit solchen Grillen im Kopfe läuft man dem Schicksale so lange nach, bis es am Ende uns richtig trifft."

„Ein solches, auf keine andre Art zu motivirendes Nachlaufen wäre aber vielleicht gerade der sicherste Beweis für jenen unwiderstehlichen Drang, dessen der Meister erwähnte, und verdiente vielleicht am ersten, Ahnung genannt zu werden," wandte Graf Strahlenfels ein.

Die Genien des Malers und Lili hatten indessen, eifrig mit einander flüsternd, unter sich Rath gehalten, und bestürmten jetzt einstimmig den Maler mit Bitten um die Mittheilung der eben erwähnten Begebenheit; denn ihre größte Freude bei diesen Abendgesellschaften war, ihn erzählen zu hören. Nur Lili sprach kein Wort; aber sie ergriff seine Hände und sah, die großen glänzenden Augen fest auf ihn gerichtet, bittend zu ihm auf. Der größte Theil der Anwesenden pflichtete laut dem Wunsche der Kinder bei, den Viele schon im Stillen gehegt hatten, ohne ihn aussprechen zu mögen; denn der mitunter etwas wunderliche Alte, welchen Alle liebten, war zuweilen leicht zu verletzen.

Meister Hubert schwieg eine Weile und schüttelte nur mit einem ganz eignen Lächeln das eisgraue Haupt. Erst als Cölestine ihre Bitten mit denen der Kinder vereinigte, gab er nach und ließ sich ohne weiteres Widerstreben an seinem gewohnten Platze nieder. Die ganze Gesellschaft schloß um ihn einen Kreis, die Kinder setzten sich auf die Seitenlehnen des Sessels, oder sahen sonst zu, wie sie in seiner nächsten Nähe ein Plätzchen finden mochten; Lili kniete auf einem Fußkissen, beide Arme auf die Knie des geliebten Meisters gelehnt, und sah erwartend zu ihm auf.

„Du vor Allen solltest heute Deine stummen und doch so beredten Augenworte sparen; was ich zu erzählen habe, wird diese klaren Sterne trüben und überhaupt Keinen von uns erheitern, mein Liebchen!" sprach der Alte, indem er mit liebkosender Hand dem Kinde leicht über Stirn und Augen fuhr. „Der gemüthlichste Vortrag," setzte er zu der Gesellschaft gewendet hinzu, „der gemüthlichste Vortrag wird nicht vermögen, den bösen Schlagschatten zu vertreiben, der jene Begebenheit umdunkelt, und daß ich dieses fühle, ist wahrscheinlich der Grund, warum ich jetzt so ungern daran gehe, sie mitzutheilen; darum bitte ich ernstlich, erlassen Sie mir lieber mein Versprechen. Es ist ja in jedem Falle das Klügste, eine Unterhaltung bei Zeiten abzubrechen, die für Niemanden etwas Erfreuliches bringen kann."

„Zu spät, viel zu spät wollen Sie mit ihrem Schlagschatten uns jetzt bange machen, sprach freundlich lächelnd die Gräfin Cölestine; wir fürchten uns vor keinem, sei er noch so dunkel gehalten. Das Licht ist dann um so heller, das, lieber Meister, haben wir ja längst von ihnen selbst gelernt; darum fangen Sie nur getrost an zu erzählen, Sie müssen es schon um Ihrer selbst willen; denn wenn das Wort einmal bis an den Rand der Lippen gestiegen ist, ohne weiter zu dürfen; so drängt es sich zum Herzen zurück und richtet dort lauter Unfug an."

Mit freundlicher Geberde reichte die schöne Frau bei diesen Worten dem Alten die Hand, die er mit jugendlichem Feuer an seine Lippen drückte; seine umdüsterten Züge klärten sich auf, und er begann ohne weiteres Zögern, mit immer steigender Lebendigkeit zu erzählen.

„Daß ich schon vor länger als zwanzig Jahren in Italien lebte, ist Ihnen Allen bekannt, sprach der alte Maler. Ich hielt abwechselnd bald in Rom, bald in Florenz mich auf, je nachdem die Jahreszeit oder auch meine Arbeiten dieses nöthig machten, deren mir damals mehrere und bedeutende aufgetragen waren. In jenen Tagen, unter jenem glücklichen ewig blauen Himmel liebte ich noch unsere Erde, und schmückte sie gern mit ihren eignen Gaben, wie ein Kind seine Mutter; freudiger bescheint die Sonne jenes herrliche Land, sie selbst wird zum Maler und ordnet stündlich durch den Zauber ihrer Beleuchtung neue Bilder an. Dort, wo der Mensch klarer empfindet, daß er der begünstigte Sohn der Natur, und kein armer, durch tausend Bedürfnisse gequälter Erdenwurm sei, dort fehlte mir nichts, ich hatte Alles, und fand zuletzt noch die Krone des Daseins, einen Freund!

Ich selbst stand damals noch in der vollen Kraft des rüstigen Mannes, mein Freund aber war um sehr viele Jahre jünger als ich. Ich liebte ihn deshalb nur um so inniger; denn in ihm sah ich das bis ins Tausendfache veredelte, verschönte Bild meiner eignen Jugend mir neu erblühen. Geist, Talent, Gemüth, alle ihre herrlichsten Gaben, womit die Natur im Einzelnen ihre Lieblinge schmückt, hatte sie vereint diesem Jünglinge verliehen, und dazu die göttergleiche Gestalt. Künstler, denen wir begegneten, standen still und sahen staunend meinem Freunde nach, wenn wir Abends durch die ruhigern Gassen in Rom wandelten, brachen Weiber und Mädchen, hingerissen von ihrer südlichen Lebendigkeit, in Bewundern seiner Schönheit aus, und segneten überlaut ihn und die Mutter, die ihn geboren. Auch mir, der ich doch täglich ihn sah, war oft, als sei eines jener Marmorgebilde uralter Kunst plötzlich in das Leben gerufen und schreite auf mich zu; alle Mühen, jede Noth und Sorge der Erde vergaß ich über seinen Anblick, aus jeder seiner Bewegungen leuchtete ein Strahl unversiegbaren Lebens, aus seinen Augen, aus jedem Zuge des schönen Gesichts; da war Alles neu und frisch, als setze der junge Gott den schäumenden Rosenbecher der Freude zum erstenmal an die blühenden Lippen. Man konnte es sich gar nicht denken,

daß er früher ein Kind gewesen sein, oder daß er einst altern könne; er war ein geborner Jüngling, als habe so, wie er dastand, ein mächtiges: Werde! ihn in die Welt gerufen und als müsse er nun ewig so bleiben, gleich jenem Apollo, der noch nach Jahrtausenden in unverwüstlicher Jugendpracht die Welt entzückt.

Er liebte auch mich unbeschreiblich, innig, mit aller Kraft seines unverfälschten Gemüths. Gern arbeitete er unter meiner Leitung, und am Ende hätte ich wohl von ihm lernen können, so sicher und kräftig wußte seine Hand den Pinsel zu führen, so schön und scharf sein Auge die sichtbare Welt aufzufassen. Ach, daß dies Alles ihr und mir verloren gehen mußte! rief der Alte jetzt schmerzlich verstummend und verhüllte sein Gesicht mit beiden vorgehaltenen Händen.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer; endlich nahm Cölestine das Wort, um den zu lebhaft angeregten Greis zu beschwichtigen. „Wie wohlthuend," sprach sie, „ist das edle Bild Ihres schönen Freundes, lieber Meister; klar, fast sichtbar mir vor Augen gestellt, erblicke ich in Ihrer Beschreibung das Ideal der frischesten Jugendblüthe; mir ist sogar, als wäre jene hohe Erscheinung mir nicht immer fremd gewesen und Ihre Worte hallen in meinem Gemüthe nach, wie leises Erinnern an eine Lieblingsmelodie. Wie hieß Ihr Freund?"

„Viktor!" rief der Maler, sich hoch emporrichtend, „Viktor, nur so konnte er heißen, denn er trat in der Welt wie ein Sieger auf. Er hatte noch einen andern Namen, glaube ich, aber wir nannten ihn immer bei diesem; von Geburt war er ein Deutscher, aus reichem, vornehmen Geschlecht, aber mit seinem Vater, einem eifrigen Kunstfreunde, schon in früher Jugend nach Rom gezogen, erinnerte er sich seines Geburtslandes nur dunkel; sein eigentliches Vaterland war und blieb das schöne Italien. In Rom traf ich zum ersten Male mit ihm zusammen, ein Kennenlernen war das nicht zu nennen, es glich mehr einem Wiederfinden dessen, was wir Beide in der Kunst wie im Leben lange und schmerzlich gesucht hatten. Weder er noch ich konnten uns sogar späterhin deutlich erinnern, wann und unter welchen Umständen wir uns zum ersten Male gesehen hätten, uns war, als wären wir von jeher immer beisammen gewesen.

Von einem der Kunst mit Leidenschaft ergebenen Vater erzogen, war mein Viktor auf klassischem Boden mitten unter den herrlichsten Ueberbleibseln antiker Kunst aufgewachsen. Seine Verhältnisse beengten ihn von keiner Seite, und frei von allen Nebenabsichten, wie nur Wenige es sein können, war er entschlossen, alle seine Kraft dem Streben nach der höchsten Meisterschaft in der bildenden Kunst zuzuwenden. Ich war ersehen, ihm dabei mit Rath beizustehen, obgleich mein eigentliches Kunstfach nicht das Seine war. Er hatte besonders der Landschaftsmalerei sich zugewendet, und sein unglaublich schnelles Fortschreiten setzte nicht nur mich, seinen Freund, sondern auch die damals größten Meister in Rom in Erstaunen. Sie liebten Alle den schönen, wunderbaren Jüngling, der bei so vielen innern und äußern Vorzügen stets bescheiden und nachgiebig blieb. Sie halfen ihm gern, wo nur die Gelegenheit dazu sich bot, und lobten mit ungeheuchelter Freude seine Versuche auf der Bahn der Kunst; doch ihm selber wollte keiner genügen. Ganz andere Bilder, eine ganz andre Welt als die, welche ihn in der Wirklichkeit umgab, schwebten seinem innern Auge vor; Zauberhöhlen von blitzenden Kristallen, über welche schwarzblau, übersäet mit diamantenen Sternbildern, der reinste Aether sich wölbt; oder in glänzendem Reife starrende Wälder, brennend in der scheinbaren Gluth der kalten Flamme des Nordlichts. Die gespensterartigen Erscheinungen des hohen Nordens, die er jedoch alle nur vom Hörensagen kannte, erfüllten seine Phantasie mit gigantischen, formlosen Traumgebilden, welche ihn sogar zuweilen zur Ungerechtigkeit gegen die hold blühende Welt verleiteten, die wie mit Liebesarmen ihn umfing. Je länger, je inniger sehnte Viktor dem ihm völlig fremden Norden sich zu, so wie mancher Nordländer den ihm eben so unbekannten Süden zum Ziele seiner Wünsche sich wählt. Dennoch schauderte ihm zugleich innerlich vor dem Anblicke der in Todesfrost erstarrten Natur, vor den düstern Schrecken einer nordischen endlosen Winternacht, die er beide unendlich furchtbar sich dachte. Und so konnte er denn nie zu dem Entschlusse gelangen, sich auf den Weg zu machen, und dadurch, daß er jene Gegenden in der Wirklichkeit aufsuchte, deren Bild ihn verfolgend umschwebte, den Zwiespalt in seinem Innern zu lösen.

Fortsetzung folgt.

Bilder aus dem Gemeindewesen.

(Beschluß.)

Herr P. erklärt sich ferner für die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen — im bessern Sinne. Ich halte aber dafür, daß unsere Bürger zu Rednern noch lange nicht geschickt genug sind, und daß daher mit Ausrottung des einen Uebelstandes ein anderer an dessen Stelle treten würde. Das neue Gebrechen würde, besonders in kleinen Städten, sehr empfindlich sein. Es bestände darin; daß aus bloßer Sucht, Recht zu haben, oder vor dem Publikum zu glänzen, Mancher eine Meinung bis aufs äußerste vertheidigen würde, die er jetzt im engen Kreise der Stadtverordneten ohne Widerspruch fallen läßt. So würden, unter weniggebildeten Leuten, im Drange der Leidenschaft, oft noch ärgere unanständigere Scenen entstehen, als wir sie in der Deputirten-Kammer der Franzosen, wo doch die Elite der gebildeten Welt sich versammelt, nicht selten erleben.

Mit dieser Oeffentlichkeit, möge sie noch so edel gedacht sein, scheint mir also der Zweck nicht erreicht. Und wer würde die öffentlichen Versammlungen besuchen? In unserm praktischen Zeitalter doch gewiß kein Beamter, kein Geschäftsmann, kein thätiger Bürger; es müßte denn sein, daß die Begier, Zuschauer eines Skandals zu werden, ihn vom Amte, vom Geschäfte und vom Handwerke wegtriebe. Sonach also würden müßige Menschen die einzigen Theilnehmer an der Oeffentlichkeit sein, und um dieser Klasse willen eine so wichtige Maßregel ins Leben zu rufen, dürfte nicht gerathen sein.

Nach diesen Betrachtungen bleibt nur noch ein Ausweg übrig, der bereits von Andern, und eben so auch von Herrn P. vorgeschlagen worden ist. Wenn es nämlich darauf anzukommen scheint, den Bürger für das städtische Gemeindewesen und namentlich für die Oeffentlichkeit erst heranzubilden, so dürfte es dazu kein besseres Mittel geben, als das literarische, oder wie Herr P. will, der Kommunal-Zeitungen, in welchen alle öffentlichen und Kommunal-Angelegenheiten besprochen, Meinungen ausgetauscht und berichtigt werden können. Hier kann Niemanden ein rasches, zu Zorn und Parteigeist anregendes Wort entfahren, wie dies bei mündlichen Verhandlungen der Fall ist; das geschriebene Wort hat den Vorzug, daß es nicht unbedacht ausgesprochen wird, auch übt in dieser Beziehung die Censur einen wohlthätigen Einfluß. Noch mehr: bei dem literarischen Verkehr erstreckt sich die Oeffentlichkeit nicht bloß auf einen einzelnen Ort, sondern auf die Gesammtheit der Kommunen, oder wenigstens auf alle diejenigen, die an solchen Verhandlungen ein Interesse nehmen. Die öffentlichen Angelegenheiten, wenn sie in dieser Weise besprochen werden, nehmen nicht Geschäftsstunden und den besten Theil des Tages in Anspruch, sondern Jeder kann sich ihnen hingeben, sobald er Zeit und Muße dazu findet.

Die Städte Ordnung von 1808 hat eine Oeffentlichkeit dieser Art im Sinne gehabt, indem die Geschäfts-Instruktion für die Stadtverordneten im §. 14. vorschreibt:

> Bei wichtigen Angelegenheiten, die sich zur Publicität eignen, wird in großen und mittleren Städten über den Gegenstand der Berathung ein kurzer Aufsatz abgedruckt, und nicht nur den Stadtverordneten ein Exemplar davon zugesandt, sondern auch jedem Bürger gegen Erlegung der Druckkosten dergleichen überlassen.

Leider ist diese nützliche Vorschrift gänzlich vernachlässigt worden, gleich mancher andern guten Einrichtung, die im Sinne der Städte-Ordnung lag. Je wichtiger die Sache ist, desto mehr wird sie als ein Amtsgeheimniß behandelt und der Bürger, zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten berufen, erfährt von dieser erst Etwas, wenn es zum Zahlen kommt. Ich glaube nicht, daß der Staat etwas dagegen haben würde, wenn in irgend einer Stadt ein Blatt erschiene, in welchem alle Angelegenheiten des Orts öffentlich erörtert würden und jeder Bürger das Recht hätte, seine Meinung niederzulegen; dies aber wäre die gewünschte Oeffentlichkeit im vollsten und edelsten Sinne des Worts. Unendlich viel Gutes könnte auf diesem Wege gestiftet, jedes Mißtrauen der Bürger gegen ihre Vertreter ausgerottet werden; die Bürger würden, wenn irgendwo eine Leistung nöthig ist, diese mit freudigem Herzen bringen, denn sie wäre (so zu sagen) ihnen nicht aufgelegt, sondern sie hätten zuvor durch öffentliche Besprechung die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Leistung für den gewünschten Haushalt erlangt, und die Steuer wäre mehr eine freiwillige, als eine gezwungene.

Um eine Oeffentlichkeit dieser Art ins Leben zu rufen, bedarf es nur des guten und redlichen Willens eines Mannes, der an der Spitze der Stadt-Verwaltung steht, oder wenigstens Mitglied derselben ist. Er würde sich durch sein Unternehmen den Dank aller seiner Mitbürger erwerben, ohne daß er Diesem zu schmeicheln und Jenen zu schonen brauchte. Er dürfte, wenn er Bürgermeister ist, nur den Amtsrock ausziehen und als Vater der Stadt sprechen; den Letzteren hört man lieber als den Ersteren. Gesetzt, der Bürgermeister einer kleinen Stadt hätte das (geringe) Talent, auf solche Weise die öffentliche Meinung zu leiten und für das gemeinschaftliche Interesse anzuregen: so würde er in der Zuneigung der Bürger, die ihm ganz unfehlbar zu Theil werden müßte, zugleich ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen einer eigensüchtigen Stadt-Verordneten-Versammlung haben, der er jetzt den Hof machen muß, wenn er nicht nach Ablauf seiner 6jährigen Dienstzeit brodlos in die Welt gestoßen sein will. Daß dieser Uebelstand wirklich vorhanden und kein bloßes Hirngespinst ist, geht aus einer Petition der brandenburgschen Provinzial-Stände hervor, die auf dem letzten Landtage zur Sprache kam.

Räthsel.

In diesem kleinen Wort erscheint
der Wahrheit abgesagter Feind. —
Verkehrt — ein Ding von Tuch, von Leder —
mit einer Sehn — o still! es merkt es sonst ein Jeder!

Auflösung des Räthsels in Nummer 28:
„Ebbe."

Hiezu Chronik (Nro. 65) und eine Beilage.